

Das Vermächtnis des Kardinals

|| Franz König postumes Plädoyer für Dialog

Es ist beinahe, als hörte man ihn durch dieses Buch hindurch reden, mit seiner wachen Stimme, übersprudelnd von Ideen bis ins hohe Alter, wißbegierig buchstäblich bis zum letzten Atemzug: Franz König, den „Jahrhundert-Kardinal“ (1905–2004) – und wer vermißt nicht die Weit- und die Weltläufigkeit dieses Kirchenmannes, eines Intellektuellen auf dem Wiener Erzbischofsstuhl (1956–1985)¹? Er war eine Ausnahmestadt und ein Glücksfall für die Ortskirche von Wien, zuvor für die von Sankt Pölten, zu deren Bischof-Koadjutor er 1952 bestellt worden war. Auch der Vatikan wußte die überragenden Begabungen des vormaligen Professors für Moraltheologie (Universität Salzburg) und polyglotten Religionswissenschaftlers zu nutzen. Noch während des Konzils ernannte ihn Papst Paul VI. zum ersten Präsidenten des neugegründeten „Sekretariats für Nichtglaubende“ (heute: „Päpstlicher Rat für Kultur“), das König aufbaute und bis 1981 leitete – Karl Rahner SJ und Johann Baptist Metz finden sich unter den ersten Mitarbeitern (vgl. 163).

Von Jugend an dem ihn faszinierenden englischen Sprachraum verbunden und zeit lebens ein Bewunderer John Henry Newmans (vgl. 152), konnte der Maturant (Abiturient) Franz König gleich zwischen zwei Stipendien wählen: London oder Rom (vgl. 150). Seit Ende der 20er Jahre las er (die Kriegsjahre ausgenommen) regelmäßig die in London erscheinende katholische Wochenzeitschrift „The Tablet“, mit deren Wien-Korrespondentin Christa Pongratz-Lippitt er seit dem Zweiten Vatikanum bis

unmittelbar vor seinem Lebensende in Kontakt stand: Er erörterte mit der Britin, die durch ihre Heirat mit einem Österreicher nach Wien gelangte, „im weltweiten *Tablet*-Horizont, der seinem Lebensgefühl sehr entgegenkam“ (9), die großen Themen der Kirche, erkundigte sich nach Autoren, ließ sich von ihr entlegene Literatur besorgen oder ganz einfach aus „The Tablet“ oder aus Gedichten Newmans vorlesen. Durch eigene Artikel in „The Tablet“ wurde König auch im angelsächsischen Raum zum Begriff. So entstand die Idee, für in Wien (stets auf Englisch) geführte, mehrstündige Interviews – begonnen nach einer Hüftoperation im August 2003, das letzte entstand drei Wochen vor seinem Tod am 14. März 2004 – einen englischen Verleger zu suchen. Die Originalausgabe „Open to God – Open to the World“ erschien 2004; das vorliegende Buch ist die deutsche Übersetzung. Es ist bezeichnend für König – für seine internationale Ausstrahlung ebenso wie für sein Lebensgefühl –, daß es zuerst auf Englisch erschienen ist; um so mehr wird der deutschsprachige Leser diese Ausgabe zu schätzen wissen, darf man darin doch auch so etwas wie das Vermächtnis des Kardinals sehen.

Der Band ist ein eindringliches postumes Plädoyer für Dialog. Umrahmt von einem Kapitel über „Das Zweite Vatikanische Konzil. Der Höhepunkt meines Leben“ (28–42) und „Zeit, die Zeichen zu lesen. Religion und Christentum an der Jahrtausendwende“ (159–173), einer Ansprache beim „Tablet Open Day 1999“, bietet er sieben Dialoge: „Der innerkirchliche Dialog“ (43–61), „Der

ökumenische Dialog“ (62–95), „Der christlich-jüdische Dialog“ (96–111), „Der christlich-islamische Dialog“ (112–124), „Der interreligiöse Dialog“ (125–134), „Der Dialog mit den Nichtglaubenden“ (135–148) sowie „Der wichtigste aller Dialoge. Der Dialog mit Gott“ (149–158). Vieles hat König bereits früher, aber eben nicht so gesagt. Etliche Aussagen sind überaus bemerkenswert, was gewiß nicht nur mit der „abgeklärten“ Sicht eines alten Weisen zusammenhängt. Faszinierend ist die geistige Weite des Kardinals, der Probleme direkt und geradeheraus anspricht – ohne verschleiernde Rhetorik oder klerikale Schnörkelsprache, aber auch ohne die Arroganz des Besserwissers. König hält nichts von Denk- und Redeverboten in der Kirche. Er erweist sich so als ein Suchender mit den Suchenden, als ein Fragender mit den Fragenden – und ein Hoffender, der Visionen hat, ohne deswegen ein unrealistischer Träumer zu sein.

Man kann die flüssigen Ausführungen unter mehrerlei Rücksichten lesen: Überlegungen zur Zukunftsfähigkeit des Petrusdienstes, verbunden mit ganz konkreten Erwartungen an einen neuen Papst; grundsätzliche Anschauungen zum Umgangston und -stil in der Kirche; kommentierende Beobachtungen zu Vorgängen in der Kirche Österreichs aus jüngster und etwas länger zurückliegender Zeit; sowie Erzählungen und Berichte aus der eigenen Lebensgeschichte.

1. Brisanz, ja geradezu prophetischen Charakter gewinnen (im nachhinein) jene Passagen, wo der Kardinal angesichts des sich damals abzeichnenden Endes des Pontifikats Johannes Pauls II. konkrete Erwartungen an dessen Nachfolger richtet. Um nur drei Beispiele herauszugreifen: König gibt sich davon überzeugt, „daß der nächste Papst die Weihe von *virī probati*, das heißt von (in Ehe und Familie) bewährten Männern, ermöglichen wird“ (52). Die „tragisch-

ste Kluft zwischen der offiziellen Lehre der Kirche und einem Großteil der Gläubigen“ (53) sieht er durch die Enzyklika „*Humanae vitae*“ von 1968 aufgetan, die „eine offene Wunde hinterlassen“ habe: „Eine wichtige Aufgabe des nächsten Papstes wird es sein, die Debatte über die Geburtenregelung im Interesse der Ehrlichkeit wieder zu eröffnen“ (56). Schließlich wünscht sich König einen neuen Leitungsstil des Papstes: „Wir müssen zurückkehren zu einem dezentralisierten Führungsstil, wie er in früheren Jahrhunderten praktiziert wurde.“ Das setzt freilich „eine Bewußtseinsänderung“ voraus, und ein solches Bewußtsein könnte man nur „mit dem Papst und nicht gegen ihn fördern“, wie es Johannes Paul II. in der Enzyklika „*Ut unum sint*“ von 1995 eigens angeregt habe (57). In diesem Zusammenhang erinnert König an die auf dem Konzil und in der unmittelbaren Nachkonzilszeit praktizierte, später vernachlässigte Kollegialität (vgl. 46 ff.) oder an das Prinzip der Subsidiarität (vgl. 48 f., 172 f.). „Nicht angebracht“ sei die „menschliche Angst in der obersten Kirchenführung vor einer zu großen kirchlichen Vielfalt“, die bereits „zu einem überspannten defensiven Zentralismus und Bürokratismus geführt“ (171) habe.

Man sieht: König hat sich auch nach seinem Rückzug aus der Diözesanleitung und aus seinen vatikanischen Verpflichtungen nicht aufs Altenteil zurückgezogen und privatisiert, sondern fast zwei weitere Jahrzehnte, bis zu seinem Tod, am Leben der Kirche auf nationaler wie internationaler Ebene engagierten Anteil genommen – wie nicht zuletzt dieses Buch eindrücklich beweist. Über 15 Jahre hinweg korrespondierte er mit Kardinal Joseph Ratzinger in Sachen Exkommunikation von Freimaurern, die im neuen Kirchenrecht von 1983 zwar nicht mehr ausdrücklich erwähnt sind, gemäß einer Erklärung der Glaubenskongregation jedoch vom Kommunionempfang weiterhin

ausgeschlossen bleiben (vgl. 144). Im Jahr 1991 erinnerte der damals 86jährige Kardinal den Kardinalpräfekten in einem von Hansjakob Stehle moderierten langen Gespräch nachdrücklich daran, daß „auch die Kirche noch einen Lernprozeß durchmachen“ müsse: „Sie muß den Eindruck vermeiden, der immer wieder entsteht, daß nämlich die römische Kurie alles dirigieren und beherrschen will. Die Kollegialität der Bischöfe, die ja seit dem Konzil eine wichtige Funktion hat, funktioniert nicht richtig. Und die Bischofssynoden sind da eher eine Ersatzlösung.“ Antwort Ratzingers: „Gewiß, man muß in der jetzigen Situation der Welt Kollegialität neu erlernen.“²

Auch scheute sich König 1998/99 nicht, die Positionen des Belgiers Jacques Dupuis († 2004) in dem Buch „Toward a Christian Theology of Religious Pluralism“ umgehend zu verteidigen, als der an der Gregoriana lehrende Jesuit, der zuvor jahrzehntelang in Indien dozierte hatte, im November 1998 massive Schwierigkeiten mit der Glaubenskongregation bekam (vgl. 131–133). Auf seine in „The Tablet“ Mitte Januar 1999 veröffentlichte, ebenso geschliffene wie warmerherzige Verteidigung „In Defense of Father Dupuis“ reagierte Kardinal Ratzinger mit einem Brief. Dieser und eine Replik Königs wurden in der Zeitschrift zeitgleich abgedruckt: „Ein Meinungsaustausch dieser Art zwischen zwei der prominentesten Kardinäle der katholischen Kirche“, so Pongratz-Lippitt, „war gewiß nicht alltäglich“ (21). Königs Resümee zu den für Dupuis persönlich unheimlich demütigenden „Anschuldigungen ...“, die glücklicherweise später beigelegt werden konnten: „Ich habe mich sehr gefreut, daß Papst Johannes Paul II. bei der 450. Jahresfeier der Gregoriana die Pionierleistung Pater Dupuis', was die Bedeutung der verschiedenen Religionen im Heilsplan Gottes für die Erlösung der Menschheit betrifft, lobend anerkannt hat“ (133).

2. Königs Beobachtungen zum innerkirchlichen Dialog zeigen einen weitherzigen, vorurteilsfreien Kirchenmann. So hält er die Zölibatsdebatte für „verständlich“ und fragt, ob sie nicht „europäisch, lateinamerikanisch oder kontinental zu lösen sei“ (51). Beim virulenten Thema „Rolle der Frau in der Kirche“ zeigt er sich „überzeugt, daß es von großem Vorteil für die Kirche wäre, wenn nach und nach viel mehr Frauen in hohe Positionen in den vatikanischen Kongregationen ernannt werden würden, so daß sie ihre unverwechselbaren Ansichten und Erfahrungen dort einbringen könnten“ (52). Wo diese und andere sensible Themen „sozusagen von oben her behandelt werden, haben viele Menschen nicht das Gefühl, unmittelbar angesprochen zu sein. Die theologische Sprache, in der die offiziellen Dokumente verfaßt werden, klingt oft unpersönlich und kalt und hat auch manchmal einen arroganten Beigeschmack. ... Niemand verliert an Autorität, wenn er höflich ist“ (51). Ähnlich liest man am Ende, daß sich Pfarrgemeinden und Diözese „entmutigt“ fühlen müßten, „wenn von der zentralen Kirchenführung keine ermutigenden, tröstenden Worte kommen“, ständig jedoch Dokumente, in denen „Warnungen vor Irrtümern und Irrwegen dominieren“ (171).

Realist genug, ahnt der Kardinal, daß bis zur Lösung vieler anstehender Fragen noch viel Wasser den Tiber hinunterfließen muß. Mit Blick auf die anglikanische Kirche nennt er durchaus auch Probleme, die die Zulassung von Frauen zum Priesteramt aufwerfen kann; gleichzeitig ist er im „Church House“ in London neugierig auf den Saal, wo die entsprechende Entscheidung gefallen ist, wie die Herausgeberin berichtet (vgl. 23f.). Handlungsbedarf sieht er weiterhin bei der Frage der Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zur Kommunion wie auch bei anderen pastoralen Problemen, die sich nicht einfach durch Dekrete aus der Welt

schaffen ließen. Es sei „zumindest einmal zuzugeben, daß solche Fragen offene Wunden sind, über die man weiter reden können muß“ (56).

3. Eine Reihe von Beobachtungen gilt der österreichischen Kirche: Manche Bischofsernennungen in den späten 80er und frühen 90er Jahren waren für König „keineswegs ideale Lösungen“, da sie „zu Konflikten und zu einer starken Polarisierung“ geführt hätten: „Glücklicherweise handelt es sich hier – was die Weltkirche betrifft – um eine Ausnahme, eine unglückliche Ausnahme allerdings“ (49). Die „Überwindung des ‚langen Karfreitags‘“ – gemeint sind die Vorwürfe des sexuellen Mißbrauchs gegen seinen Nachfolger Kardinal Hans Hermann Groër – war für König außerordentlich schwierig. Das damalige Krisenmanagement sei weit davon entfernt gewesen, die Kirche als ein „Haus aus Glas“ erscheinen zu lassen: „Wir müssen versuchen, wieder ein Klima des Vertrauens aufzubauen“ (50). Vehement verwahrt er sich gegen „jüngste Behauptungen ultrakonservativer Kirchenmänner...“, die ‚Maria Troster Erklärung‘ – das österreichische Pendant zur „Königsteiner Erklärung“ der Deutschen Bischofskonferenz – „habe Verwirrung unter den Katholiken gestiftet“ (54). Auch für „*Humanae vitae*“ gelte: „In letzter Instanz ist Geburtenkontrolle eine Sache des persönlichen, gebildeten Gewissens“ (55).

Relativ ausführlich äußert sich König über seine Beziehungen zum Opus Dei, das er in den 50er Jahren nach Wien geholt hatte; dafür war er wiederholt kritisiert worden, was den leicht apologetischen Charakter dieses Abschnitts (57–61) erklären mag. Beim Themenfeld christlich-jüdischer Dialog müsse man „im nachhinein ... wohl auch jene Fehler bedauern, die unsere Kirchenführer damals begingen“ (104). Kardinal Theodor Innitzer, der 1938 eine Unterstützungserklärung für Hitler abgab, ist namentlich

genannt, wenngleich sofort an sein Engagement für verfolgte „nichtarische“ Katholiken erinnert wird, für welche der Wiener Erzbischof (einzigartig im damaligen Deutschen Reich) eine Hilfsstelle einrichten ließ.

4. Wo Kardinal König die einzelnen „Dialoge“ mit seiner Lebensgeschichte verknüpft, wird deutlich, was ihm in vielen Nachrufen attestiert wurde: Brückenbauer („*Pontifex austriacus*“) gewesen zu sein. Er hatte ein atemberaubendes Leben, das ihn mit vielen Persönlichkeiten zusammenbrachte und Initiativen mit weitreichenden Folgen ergreifen ließ. Manches kam eher zufällig zustande, anderes wuchs ihm aufgrund seiner vielfältigen Tätigkeiten einfach zu.

Obwohl zum Beispiel „nie vatikanischer Ostdiplomate oder Teil vatikanischer Ostpolitik“ (70), knüpfte er enge Kontakte mit der Kirche hinter dem Eisernen Vorhang und traf früh mit dem polnischen Primas Stefan Wyszyński oder mit dem jahrelang in der Budapester US-Botschaft isolierten ungarischen Kardinal József Mindszenty zusammen. Es war Johannes XXIII., der König gebeten hatte, diese Reise trotz schwierigster politischer Verhältnisse zu unternehmen und sich von zu erwartenden Behinderungen nicht einschüchtern zu lassen: „Gehen Sie in Wien auf den Bahnhof, kaufen Sie sich eine Fahrkarte und fahren Sie einfach!“ König vermerkt trocken: „Ganz so einfach war es dann doch nicht“ (69). Andere Reisen führten ihn (als ersten römisch-katholischen Kardinal seit dem Schisma 1054) zum Ökumenischen Patriarchen Athenagoras nach Istanbul (1961), nach Bombay/Mumbai zum Eucharistischen Kongreß (1964), Kairo (1965), Rumänien (1967), Teheran (1968), nach China und in die Sowjetunion (1980), um nur einige Ziele herauszugreifen. Er setzte stets auf „die Wichtigkeit persönlicher Kontakte“ (71; vgl. 124).

Die diözesane Einrichtung „*Pro Oriente*“, von König noch während des Konzils

(1964) gegründet, wurde zum „Barometer, an dem man das ökumenische Klima messen konnte“ (73). Sie förderte Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den orthodoxen und altorientalischen Kirchen. Weit über Wien hinaus erlangte sie (bis heute) Bedeutung. Die „Wiener christologische Formel“ bewirkte einen unschätzbaren „Durchbruch“ (87). Die gemeinsame Erklärung mit den Syrischen und Altorientalischen Christen gipfelte 1994 in der Unterzeichnung einer gemeinsamen christologischen Deklaration durch Johannes Paul II. und Mar Dinkha IV., Katholikos-Patriarch der Assyrischen Kirche des Ostens.

Die Verantwortung für das „Sekretariat für Nichtglaubende“ ließ ihn Symposien in aller Welt organisieren: Rom, Jugoslawien, Tokio, Mexiko, Afrika. Er führte dazu Spitzenwissenschaftler verschiedenster Konfessionen wie Karl Rahner, Johann Baptist Metz, Jürgen Moltmann, Jean Daniélou SJ, Peter L. Berger oder Harvey Cox zusammen. Nobelpreisträgertreffen in Lindau am Bodensee interessierten ihn ebenso wie die „Babuschkas“ in Moskau (in Österreich nach König zu unrecht „geringschätzig ‚Kerzerlweiber‘“ genannt), weil es im früheren Ostblock häufig die „Großmütter“

gewesen seien, die ihre Enkel „oft geheim getauft hatten“; ihnen sei es zu verdanken, „daß das Christentum in den langen Jahren der Verfolgung durch die kommunistische Herrschaft überleben konnte“ (82).

Wenn König zur Einheit der Christen anmerkt, dafür seien „nicht nur die geschichtlichen Gegebenheiten unserer Kirchen zu respektieren, sondern auch jene Eigenschaften, die am besten mit dem Begriff ‚Herzenstakt‘ umschrieben werden“ (93), dann mag das in manchen Ohren schlicht klingen. Doch diese Grundhaltung hat dem Kardinal zeitlebens Türen geöffnet. Was ihn auszeichnete, waren Toleranz und Dialogbereitschaft. Berührend sind die beiden letzten Sätze: „Das Entscheidende ist letztlich immer der Mensch und das, was er tut. Schöne Worte allein genügen nicht“ (174). Besser konnte König sich selbst und sein Lebenswerk nicht charakterisieren.

Andreas R. Batlogg SJ

¹ Franz Kardinal König: Offen für Gott – Offen für die Welt. Kirche im Dialog. Übers. u. hg. v. Christa Pongratz-Lippitt. Mit einem Geleitwort v. Annemarie Fenzl. Freiburg: Herder 2006. 176 S. Gb. 16,90.

² H. Stehle, Auch die Religion bedarf der Reinigung. Ein Streitgespräch der Kardinäle Franz König und Joseph Ratzinger: Gibt es lernfähige Schulmeister im Vatikan?, in: Die Zeit, 29. 11. 1991, 19–22, 19.

Christlich und pluralistisch zugleich?

|| Zu Perry Schmidt-Leukels „Gott ohne Grenzen“

Die pluralistische Religionstheologie muß sich seit ihren Anfängen mit zwei Vorwürfen auseinandersetzen, die sich bei genauem Hinsehen nur auf zwei verschiedene Seiten ihres einen Grundanliegens beziehen: mit dem Relativismus- und dem Absolutismusvorwurf. Ersterer unterstellt ihr, sie habe die Wahrheitsfrage verabschiedet, so daß sie von einer prinzipiellen Gleichwertigkeit aller Re-

ligionen ausgehe. Denn wenn die religiöse Wahrheitsfrage das Maß des menschlich Faßbaren übersteige, dann müßten nach menschlichen Maßstäben alle Religionen als gleich wahr gelten. Umgekehrt macht es einen Unterschied, ob das menschliche Bewußtsein in der Wahrnehmung des Göttlichen perspektivischen Engführungen unterliegt, oder ob *ich* weiß, daß es diesen Engführungen unterliegt.